


Nr. 114. Bromberg, den 22. Mai 1929.

# Der Mann vom Meer.

## Roman von Julius Regis.



„In dem Fall hätte er sich äußerst dumm benommen. Nein, Herr Reynold, so liegt die Sache nicht. Und überdies — sind denn irgendwelche Nachkommen während des Erbstreits mit Ansprüchen aufgetreten?"

„Nein, niemals."

„Dann sind auch sicherlich keine vorhanden. Nein, hinter dem ganzen Manöver steckt nichts weiter als eine große, solide Lüge!" lachte Wallion. „Und mit solchen Waffen gewinnen Herren wie Drakenborch und Colt oft herrliche Schlachten Aber wir haben ihren ersten Anlauf abgewiesen und können jetzt zur Offensive übergehen. Sie haben sich bloßgestellt, und Sie werden jetzt leicht hinter ihre Schliche kommen können, Herr Reynold."

Der alte Herr richtete sich auf.

„Wer sind Sie?" fragte er. „Ich glaube, Sie sind gar kein Arzt."

Der Journalist steckte sich eine Zigarette an.

„Es wird wohl an der Zeit sein, den Schleier zu lüften," sagte er.

„Mein Name ist Maurice Wallion. Verzeihen Sie, daß ich unter falscher Flagge herkam. Es war notwendig, solange gewisse Personen hier verkehrten."

„Er ist Spezialist in Sachen wie diese, Vater," erklärte Erik, „und Märta und ich waren so besorgt, daß —"

„Ah! Ich war also von Intrigen umgeben", fiel Reynold ihm lächelnd ins Wort und reichte Wallion die Hand. „Hätte ich die Leute durchschaut, so würde ich Sie vielleicht selbst aufgesucht haben, Herr Wallion."

In diesem Augenblick trat Seburg ins Zimmre. „Wir haben leider noch nichts gefunden, wollen aber morgen weiter suchen —" begann er, unterbrach sich dann aber plötzlich, als er Wallion erblickte, und rief aus:

„Wahrhaftig! Der Problemjäger!"

„Ja, so hat mich ein wohlwollender Berichterstatter benannt", erwiderte Wallion. „Guten Tag, Herr Seburg!"

### Der Mann vom Meer.

I.

Wallion, Erik und Seburg wanderten plaudernd zur Kajüte hinunter.

„Du sagtest gestern, wir würden heute nichts im Sund finden. Wie konntest du das so bestimmt wissen?" fragte Erik.

„Ich wußte es gar nicht bestimmt", erwiderte der Journalist.

„Prophezeiungen können fehlschlagen. Die Behauptung beruhte nur auf einem flüchtigen Gedanken, der mir Donnerstag abend kam. Übrigens scheinen Sie mir Ihren Äußerungen nach auch nicht daran zu glauben, daß jenes Wrack im Sund liegt, Herr Seburg?"

„Nein, denn in dem Fall hätte es dort liegen müssen, wo wir heute darnach gesucht haben. Ich glaube jetzt, daß es durch den Sund durchgetrieben ist, bevor es sank."

Sie machten dem Granittor gegenüber auf dem steilen Abhang halt. Bei dem steifen Ostwind schäumte es in dem schmalen Paß zu ihren Füßen, und draußen auf dem offenen Meer tanzten weiße Kämme.

„Bei solchem Wind würde Ihre Ansicht glaubhaft sein", sagte Wallion, „aber damals beim Schiffbruch wütete ein sehr heftiger Südoststurm. Sehen Sie sich nur das prächtige Schußfeld an, das ein Südoststurm hier hat. Ja, ein Schußfeld! Denn ein Schiff, das von dort draußen herkam und vom Sturm hier hereingejagt wurde, war nichts weiter, als ein großes, plumpes Geschoß. Man wollte vielleicht um Portholm herumsteuern, denn wer das Granittor kannte, mußte wissen, daß ein Versuch, auf dem Wege in den Sund hineinzugelangen, reinen Selbstmord bedeutete. Aber die Nacht war kohlschwarz, und kein Leuchtturm, kein Licht wies ihnen den Weg. Vielleicht war das Schiff auch schon arg vom Sturm mitgenommen, so daß nichts übrig blieb, als es fahren zu lassen und auf das Glück des Schiffes zu vertrauen. Genug, schnurgerade kam das Geschoß herangesaust — und die Zielscheibe war die Nordseite des Granittors."

„Natürlich!" rief Seburg aus. „Und zerschellte wie eine Eierschale! Es liegt auf dem Grunde des Granittors!"

„Ja, das überlegte ich mir, als wir hier am Donnerstag abend standen, Erik", sagte der Journalist. „Als der Unbekannte am Morgen nach dem Schiffbruch in der Kajüte gefunden wurde, hat er wohl etwas gesagt, was mißverstanden und so aufgefaßt wurde, als ob er dort bei der Kabine an Land gekommen wäre. Als die später aufgefundenen Leichen angetrieben wurden, dachte man nicht daran, daß der Strom sie mitgerissen hatte. Die Überzeugung, daß das Wrack in der Nähe der Kajüte liegen müsse, stand bereits unerschütterlich fest."

„Wäre ich doch heute morgen hier heraufgestiegen, um mich umzusehen", murmelte Seburg. „Dann hätte ich Johnsson im Granittor anfangen lassen, und wir wüßten über das Wrack Bescheid."

„Und das wäre aus mehr als einem Grunde sehr schön gewesen", stimmte Wallion ihm nachdenklich bei. „Aber es wird morgen wohl auch noch nicht zu spät sein."

„Nein", lachte Seburg. „Nach zwei Jahrhunderten macht ein Tag wohl keinen Unterschied."

Als sie wieder hinuntergegangen waren, blieb der Journalist bei der Kajüte stehen und blickte nach Hamra hinüber. Da war niemand zu sehen. Eine Gardine flatterte in einem offenen Fenster, Drakenborchs Stuhl auf der Veranda stand leer, und das Motorboot lag neben dem Badehaus.

„Was sie da drüben wohl im Auge haben?" murmelte Erik, auf den die Stille bedrückend wirkte.

„Vermutlich uns", erwiderte Wallion und ging weiter, während Seburg an Bord seines Prahms zurückkehrte.

II.

Märta kam ihnen entgegen und sagte: „Onkel Hugo ist auf sein Zimmer gegangen. Ich glaube, er hat sich hingelegt. Seine Mattigkeit ist aber ganz natürlich, Erik. Du brauchst dir darüber keine Sorge zu machen. Es hat ihm gut getan, Drakenborchs Einfluß loszuwerden, und besonders auch zu erfahren, wer Sie sind, Herr Wallion."

„Aber er weiß noch nicht alles", seufzte Erik. „Was daraus werden soll, wenn er das andere — das mit Delplace erfährt . . . .

Wallion, ist Jourdain schon angekommen?"

Wallion sah nach der Uhr, indem die drei in der Richtung nach der Brücke zu am Strand entlang gingen. Er sah sich scharf nach allen Seiten um und forderte die beiden

anderen dann durch eine Handbewegung auf, sich mit ihm auf der Bank am Badehaus niederzusetzen.

„Hier kann man uns von Hamra aus nicht sehen", sagte er. „Sie halten da scharfen Ausguck. Eben sah ich Colt an einem der oberen Fenster . . . mit einem Fernglas in der Hand. Ich denke mir, daß man sich drüben ziemlich unsicher fühlt und heute abend manch hartes Wort gewechselt hat."

„Sie könnten sich ja entfernen", meinte Erik in hoffnungsvollem Ton. „Colt muß doch merken, daß der Boden ihm unter den Füßen brennt."

„Das wohl, aber daß sie wegen des Bruchs mit Ihrem Vater das Feld räumen, bezweifle ich. Sie haben ja keinen weiteren Anlaß dazu, als daß Dr. Mauritz den Spiritismus haßt, sonst aber keine Gefahr für sie bedeutet. Colt kann nicht wissen, daß Jourdain gekommen ist."

„Er ist also da? Und du hast mit ihm gesprochen?"

„Nein, das nicht, sonst hätte ich erst spät abends hierher zurückkommen können, und ich hielt es für die Hauptsache, deinen Vater endgültig von diesen falschen Freunden auf Hamra zu trennen. Du kannst mich aber in einer Stunde nach Furufund bringen, und dann werde ich meinen Kameraden Lang antelephonieren. Der wird schon allerlei zu erzählen haben."

„Ja, ja!" rief Erik aus. „Aber du sprichst von Plänen, während ich . . . Ach, ich sehe nichts anderes vor mir, als das Unvermeidliche . . . daß sie kommen und mich hier vor den Augen meines Vaters verhaften . . ."

Wallion rauchte ein Weilchen stumm. Dann sagte er: „Ich wollte, ich könnte dir unbedingte Freiheit versprechen, aber das ist unmöglich. Die Polizei muß Klarheit über deinen Anteil an dem Drama in Ensta haben. Eins kann ich dir jedoch sagen. Morgen wird hier eine Verhaftung stattfinden. Aber man wird nicht dich festnehmen, sondern Colt." Er zog zwei Telegramme aus der Tasche. „Heute morgen erhielt ich endlich Antwort von meinem vollkommen unterrichteten Freund in Brüssel. Er hat sein Telegramm aber so auffallend vorsichtig abgefaßt, daß es verrät, wie sehr der Brüsseler Polizei daran liegt, die Sache nicht in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen. Das Telegramm lautet: „Auf Grund neuer aus London eingelaufener Aufklärungen hatte Delplace den vier Jahre alten Fall Périsset—Cravell wieder aufgenommen. Alain Périsset und Martin Cravell hatten einige Jahre nach Abschluß des Weltkriegs eine Baufirma in Brüssel gegründet. Im April 1921 wurde Périsset ermordet in der Wohnung seines Kompagnons Cravell aufgefunden, und Cravell war verschwunden. Es wurde festgestellt, daß das Unternehmen reiner Schwindel war, der unmittelbar vor seiner Enthüllung stand, und man nahm an, daß Cravell seinen Kompagnon nach einem heftigen Streit getötet hatte. Bücher und Papiere waren verbrannt. Cravell war nicht zu finden.""

Wallion blickte auf. „Delplace war ein Mann, der nicht locker ließ. Er suchte Martin Cravell und fand schließlich einen Mann namens Maximilian Colt. Die übereinstimmenden Anfangsbuchstaben erregten sofort die Aufmerksamkeit meines Freundes Jourdain, und ich habe guten Grund anzunehmen, daß er dieselben Schlüsse ziehen wird, wie ich. Ich habe die Absicht, seine Aufmerksamkeit auf die Herren Colt und Reynold zu lenken."

„Was?!" Erik sprang auf. „Das ist . . . Nein, lieber reise ich hin und melde mich selbst!"

„Das wäre unpolitisch", sagte Wallion. „Dazu ist es zu spät. Seit Mittwoch habe ich die Sache in Händen, und ich übernehme die Verantwortung. Ich gebe zu, daß sie nicht leicht ist, sondern ein Seiltanz über einem Abgrund. Aber wenn du mir Schritt für Schritt folgst und den Kopf behältst, wirst du als freier Mann aus der Geschichte hervorgehen. Das verspreche ich dir."

„Wenn sie Colt fassen, werden sie mich auch verhaften."

„Colt wird als Périssets Mörder festgenommen. Der Tod von Delplace wird der Anlaß der Ermittlungen sein, der aber rasch erledigt werden wird. Wenn . . . ich sage das, um dir keine denkbare Entwicklung zu verhehlen . . . . wenn es sich nicht vermeiden lassen sollte, daß du morgen verhaftet wirst, so mußt du das als eine zwar unbehagliche, aber keineswegs schwerwiegende Formalität betrachten. Fräulein Hegelius und ich müssen dann dafür sorgen, daß dein Vater die Lage nicht unnötig beängstigend auffaßt."

„Unnötig?!" wiederholte Erik erbittert. „Als ob sie schlimmer sein könnte!"

„Oh, das könnte sie wohl. Man könnte dich des Mordes bezichtigen. Aber das wird nicht geschehen."

„Wie kannst du das behaupten?"

„Auf Grund des Umstands, der dir zur Rettung gereichen wird . . . nämlich, daß du mich aufsuchtest und mir alles beichtetest. Ein schriftlicher Bericht über deine Erzählung liegt seit Mittwoch bereit. Ich kenne Jourdain, und die Brüsseler Polizei kennt mich. Ich werde sagen, daß ich diese Tatsachen in diesen Tagen gründlich untersucht und für richtig befunden habe. Und wenn ich auch unmöglich genau vorauszusagen vermag, wie alles ablaufen wird, so kannst du dich dennoch darauf verlassen, daß sowohl Jourdain wie unsere Polizei die wirkliche Lage klar vor Augen haben werden, bevor sie an dich herantreten."

Einen Augenblick leuchtete die untergehende Sonne hell und warm durch die Wolken hindurch, und die Föhren standen gleich Kupferpfeilern im Feuerschein. Dann schlossen die Wolken sich wieder zusammen, Wasser und Himmel erlosch, und die Dämmerung brach an. Aber Erik saß mit aufgestütztem Kopf da und grübelte, ohne es zu beachten.

„Und das andere Telegramm?" fragte Märta.

„Das ist von Steubinger & Mill in Amsterdam", erwiderte der Journalist. „Ich war überzeugt, daß eine so konservative alte Firma in ihren Journalen irgendeinen Leitfaden finden würde, der einen Lichtstrahl auf das Verschwinden von Mills Tagebüchern aus den Jahren 1728 bis 1730 führen konnte. Ich telegraphierte deshalb sehr ausführlich und bat, womöglich zu erforschen, ob irgendeine Person unter dem Namen Behrmann, Drakenborch oder Colt in den letzten Jahren Zutritt zu ihren Büchern erhalten hätte. Daraufhin hat die Firma erstaunlich mühevolle Nachforschungen angestellt und antwortet mir: „Im Januar 1919 nahm ein Mynheer Adam Drakenborch gewisse Detailstudien über den Handel mit China im achtzehnten Jahrhundert vor. Ob das Werk nachher erschienen ist, wissen wir nicht.""

Erik hob den Kopf. „Also Drakenborch! Aber 1919? Warum hat er sich hier dann nicht schon früher sehen lassen?"

„Nun, das Telegramm verrät allerlei. Erstens interessierte Drakenborch sich schon damals für Vriesman und die Erbschaft. Zweitens wußte er schon genug, um den Faden bis zu Mills Archiv verfolgen zu können. Und drittens erwies sich das Ergebnis nicht als hinreichend für den Übergang zur Attacke, obwohl die Journale wertvoll genug waren, um einen Diebstahl zu lohnen. Als dein Vater — und Ihre Mutter, Fräulein Hegelius — nach langem Ringen um Klarheit die Waffen niederlegten, hat Drakenborch es offenbar auch eine Zeitlang getan. Aber er vergaß die Reynoldsche Milliarde nicht, und der Angriff, den er jetzt unternahm, war wohlvorbereitet. Aber jetzt müssen wir uns auf den Weg machen, Erik!"

Sie gingen zu seinem Motorboot hinunter, das heute an der Brücke lag.

„Hoffen wir, daß man uns von Hamra aus nicht erspäht. Es könnte dort beunruhigend wirken. Wir werden mindestens drei Stunden fortbleiben, Fräulein Hegelius. Vielleicht noch länger."

## III.

Maurice Wallion saß am Telephon.

„Hallo! Verbinden Sie mich mit Lang. Er wird wohl in meinem Zimmer sein . . . Wie? Er ist nicht gekommen? Dann muß er in der Redaktion sein. Wir hatten verabredet, daß ich jetzt anrufen würde . . . Ja . . . Na, endlich, Lang! Hat es Schwierigkeiten gegeben? . . . Das kann ich mir denken. Wie steht's? Ist er mit dem 6.50-Zug angekommen? Und allein? . . . Und du hast ihn gesprochen? . . . Famos! Was sagte er von meiner Karte? . . . Das kann ich mir lebhaft vorstellen . . . Was? Das hat er gesagt? . . . Aber das ist ja großartig — geradezu glänzend! . . . Du glaubst es auch? . . . Ja, natürlich, aber nur durch eine Überrumpelung . . . Na, und dann?"

Er lachte und warf einen Blick auf den gespannt lauschenden Erik.

„Es ist natürlich schade, daß wir Jourdains Geduld so auf die Probe stellen müssen, aber es ging nicht anders. Ich kann nicht zugleich an zwei Orten sein . . . Wenn wir unserer Sache ganz sicher wären, hätte man es natürlich vermeiden können, aber es ist ganz gut, daß er sich erst ausruht. Ich kann mir denken, daß er sehr schlechter Laune ist, aber jetzt ist es entschieden ratsam, daß wir an unserem Plan festhalten. Du befindest dich doch in meinem Zimmer, nicht wahr? Links in der obersten Schublade liegt das P. M., darin habe ich ein paar Zeilen niedergeschrieben . . . Ja, ganz recht! . . . . Nein, das Konvolut steckt in der Aktenmappe . . . Hast dus? . ' . . Schön, dann bring' es ihm morgen früh vor acht ins Hotel . . . Ja, natürlich! Dann ist dir also alles klar? Aber warte einen Augenblick! Ich möchte noch etwas hinzusetzen."

Er lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück, als ob er sich bemühte, in seinem Gedächtnis zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)

# Die Blinden.

Skizze von Heinz Liepmann.

Ich lernte vor einiger Zeit einen Herrn kennen, der im Krieg verschüttet wurde und durch die Reaktion seiner Nerven erblindete; es war dies einer jener Fälle, in denen kein organischer Fehler das Nichtfunktionieren der Nerven verursachte, sondern es lag an der unkontrollierbaren, senilen Apparatur des Gehirns, die für den Mann alles, die Welt und den Tag, verlöschen ließ; das war zuerst sehr schlimm für ihn. In irgend einem Blindenheim, knapp in der Heimat, traf er eine gleichfalls erblindete Frau, und ihr plötzlicher Stimmklang rührte ihn nach der langen, dumpfen Vereinsamung seines Schmerzes und seiner Nacht fast bis zu Tränen, — es entspann sich eine seltsame Liebesgeschichte zwischen den Beiden, eine sehr zarte Bindung, gefestigt durch den Klang der Stimme, scheues Streifen der Hände, den Duft des anderen.

Der Zustand der unendlichen Leere und Hoffnungslosigkeit, der Verbitterung, wich langsam. Einer begann dem andern zu glauben, sonst niemand, denn die andern hatten das Licht voraus, — man fand sich als gemeinsam Verlassene, reichte sich zögernd, suchend die Hände, — also, die Geschichte endete mit einer Verlobung, einer Heirat.

Als der Krieg zu Ende gegangen, zogen die Beiden sich aufs Land zurück; mein Bekannter war vermögend; zwei Mägde bedienten das Anwesen. Man lebte still, es wurde Frühjahr, ein warmer Sommer kam, man fühlte die Sonne, spürte den Geruch der Äcker, man sprach nichts oder wenige Worte, es war noch immer eine verlegene Liebe zwischen den Gatten, sie schämten sich vor einander, daß sie nach einander tasten mußten, um sich zu finden. Spät im Sommer erst, nach einem Gespräch zwischen Duft und Wärme und weitfernen Lauten, begab sich der Mann abends zu seiner Frau und traf sie auf der Schwelle der beiden Zimmer, hier hatte sie viele Nächte auf ihn gewartet; Frauen vergessen schneller ihre Hilflosigkeit, Männer schämen sich ihrer.

Es wurde Herbst, Winter, es stürmte vom Wald her über die Seen, bis an das Haus; die eine Magd lag krank, aber die beiden Gatten liefen durch den Schneesturm, ihm entgegen, hielten sich an den Händen und hatten alles vergessen: Welt, Stadt, Menschen, — beide waren glücklich, ruhig glücklich. Der Mann sagte einmal: „Wie wunderbar, nicht wahr, daß ich blind bin und du es auch bist. Es ist mir, als ob ich mein ganzes Leben lang danach Sehnsucht gehabt hätte, blind zu sein. Nun erst habe ich alles vergessen, was mich unzufrieden und schweren Herzens machte, nur mich sehe ich und dich. Nichts bedrängt mich, nichts lockt mich."

Sie weinten beide vor Glück. Das Zimmer war heiß, der Duft der verbrannten Tannennadeln lag in der Luft.

In der nächsten Woche wurde es durch einen Erbschaftsprozeß nötig, daß der Mann in die Hauptstadt fuhr; es war selbstverständlich, daß die beiden Gatten diese unangenehme Pflicht gemeinsam erledigen wollten, aber zufällig erkrankte die Frau, und ihr Mann mußte allein reisen. In der Hauptstadt verzögerte sich der Prozeß einige Tage, die er im Haus seiner Verwandten verlebte.

In einer größeren Abendgesellschaft lernte er einen berühmten Augenarzt kennen, der ihm nach flüchtiger Untersuchung mitteilte, daß nach neuen, von ihm erfundenen Methoden die Wiederkehr des Augenlichtes ermöglicht werden könnte. Verschwunden war für den Mann im Rhythmus der Großstadt, im Kreis der Gesellschaft, im Trubel der gehörmäßig aufgenommenen weltstädtischen Möglichkeiten das Glückseligkeitsgefühl der blinden Einsamkeit, und sofort nach Beendigung des Prozesses bat er den Arzt in sein Landhaus. Der Arzt folgte dem Rufe und machte auch der inzwischen genesenen Frau Hoffnung auf Heilung. Beide Gatten siedelten in die Klinik des Arztes über, und die langwierige Behandlung begann.

Ein grausamer Zufall wollte es, daß, als die Binde von den Augen der Gatten genommen wurde, der Mann schwaches Schimmern von Licht spürte, während das Dunkel um die Augen seiner Frau sich nicht erhellen wollte. Mehr erschreckt als beglückt vernahm er immer wieder auf seine Fragen, daß sie nichts, gar nichts sehen könnte, daß ihr das gleichmäßige, freundliche, dumpfe Dunkel erhalten geblieben sei, während er bald hell und dunkel und immer mehr, bald Konturen einzelner Gegenstände und schließlich diese selbst zu erkennen vermochte. Und nach einiger Zeit war es zweifellos: Das Augenlicht des Mannes sollte gerettet sein, seine Frau blieb blind.

Der Mann saß, genau wie früher, die Stunden und die Tage neben dem Stuhl seiner Frau und hielt ihre Hand. „Siehst du etwas?" fragte sie ihn.

Ja, er sah eine wundervolle Landschaft durch die Fenster; es war Herbst, die bunten Farben des Laubes standen gegen einen stürmischen Himmel voll Kraft und Schönheit. Das Schauspiel ergriff ihn reizte ihn mitzutun, mitzulaufen, mit dem Sturm, im Freien zu atmen, — er antwortete: „Nein, ich sehe auch nichts!"

So viel der Arzt in privaten Besprechungen und seine Verwandten in dringlichen Konferenzen ihn von seiner unglaublichen Marotte, wie sie es nannten, abbringen wollten, um so heftiger blieb er dabei und empfand es als Glück: nicht von seiner Frau verstoßen zu werden, neben ihr zu sitzen, ihre Hand zu halten, wie früher. Sie sollte niemals erfahren, daß er nicht auch blind war. Er spielte ihr Komödie vor, mit zuckendem Mund, tastete, obgleich seine Augen lebten, suchte, obgleich er alles finden konnte.

Ein Jahr, nachdem die Gatten aus der Klinik des Arztes entlassen waren und wieder auf ihrem Landhause lebten, bekam die Frau ein Kind. Als man das kleine Geschöpf dem Vater reichte, schrie er auf:

„Blaue, blaue Augen! Es sieht!"

Da begriff die Mutter, die schwach, lächelnd, blind in ihren Kissen gelegen hatte, mit einem Schlage, daß ihr Mann sie betrogen hatte. Sie lächelte weiter, aber ganz kurze Zeit darauf ist sie gestorben, man weiß nicht, ob aus Scham, weil ihr Mann sie betrog, oder ob die Geburt des Kindes ihre Zartheit vernichtet hatte.

---

# Töff! töff!

Kunterbuntes von Hans Wieland.

Ich besitze zwei Freunde. Zwei begeisterte Autosportler. Der eine hat einen Raketenwagen, der andere einen hochwertigen Sportzweisitzer.

„Meiner ist der schnellste", sagt der Raketenfahrer triumphierend und bemustert seinen Rivalen von oben herab.

„Nein, meiner!" protestiert der andere und öffnet den Gashebel, daß man taub zu werden glaubt.

So geht das täglich. Schließlich einigt man sich auf eine Wettfahrt.

Raketenrudi gibt seinem Kollegen eine Vorgabe. 80 Kilometer. „Kleinigkeit!" meint er.

Der andere glaubt sich seines Sieges gewiß und rast mit einer Geschwindigkeit von 150 Kilometern davon.

Plötzlich jagt ein fauchendes Ungetüm an ihm vorüber, „Hui, was war das?"

Raketenrudi kehrt am Ziel um. Er sieht zunächst drei nicht mehr ganz gerade stehende Bäume, dann ein Rad, eine Achse und schließlich seinen lieben Freund und Kollegen in einem nicht zu beneidenden Zustand.

„Ja, was hast du denn gemacht?" fragt er mitleidig.

Der Angeredete macht ein dummes Gesicht und zwinkert mit den Augen: „Da fragst du auch noch? Als du mich mit deinem idiotischen Tempo überholtest, dachte ich, meine Karre stände still und bin ausgestiegen."

*

Frühlingsnacht in Nordhausen.

Um drei Uhr morgens klingelt es am Haustor des Sanitätsrates Dr. Eisenstein. „Kommen Sie geschwind nach Kelbra, Herr Doktor", ruft eine aufgeregte Stimme unten, Kelbra ist ein mehrere Stunden entferntes Dorf.

Der Sanitätsrat kurbelt sein Auto an, und gemeinsam mit dem Mann, der ihn geweckt hat, einem Reisenden, fährt er nach Kelbra. Beim Morgengrauen ist man am Ziel.

„Wieviel kriegen Sie für die Visite, Herr Doktor?" fragt der Reisende.

Der Arzt tut erstaunt und sagt: „Dreißig Mark."

„Dreißig Mark? Schön! Hier haben Sie dreißig Mark", schmunzelt der Reisende und händigt dem Arzt das Geld ein. „Der verdammte Garageninhaber in Nordhausen wollte sechzig Mark haben, um mich hierher zu bringen, als ich den Abendzug versäumt hatte."

*

In Arizona hat man eine neue Autostraße angelegt. Und gleichzeitig die Maut für die Erhaltung der Autostraßen von 50 Cent auf einen Dollar erhöht.

Eines Tages hört der Aufseher von ferne einen Motor näher kommen. Er stellt sich mitten auf die Straße und hält den Fahrer des betreffenden Fahrzeuges auf: „Halt, einen Dollar!"

Der Wagenlenker springt unverzüglich aus dem Auto: „Gemacht! Der Wagen gehört Ihnen."

*

Wir sitzen im D-Zug Berlin—Basel. Drei ältere Herren, zwei jüngere, eine Dame und ich.

Vor Wittenberg kommt der Schaffner und fordert die Fahrkarten. Einer der jüngeren Herren hat sein Billet verloren.

„Tut mir leid — nachzahlen!" erklärt der Schaffner.

„Lächerlich!“ mischt sich einer der älteren Herren dazwischen. „Wie oft schon bin ich ohne Fahrkarte von Berlin nach Basel gefahren und mußte nicht nachzahlen.“

Der Schaffner mustert den Schwarzfahrer von oben bis unten und geht, um in Wittenberg den Kontrolleur auf ihn aufmerksam zu machen. „Dieser Herr machte die Äußerung . . .“

„Jawohl — ich!“ brüstet sich der Verdächtige.

„Sie haben sich strafbar gemacht.“

„Strafbar?“ Der alte Herr lächelt und hebt die Augenbrauen.

„Wie war das überhaupt möglich, daß Sie verschiedene Male ohne Fahrkarte fahren konnten?“ erkundigt sich der Kontrolleur interessiert.

„Sehr einfach!“ Der Gefragte macht eine Pause und sagt dann schmunzelnd: „Ich bin mit meinem Auto gefahren!“

---

# „Batavias“ Kirchhof.

### Ein Drama in der Südsee vor drei Jahrhunderten.

Von **Günther Erlenbeck**.

In diesem Sommer sind gerade drei Jahrhunderte verflossen, seit sich fern an der australischen Küste eines der entsetzlichsten Dramen abspielte, von denen die Geschichte der Seefahrt weiß. Im Oktober 1628 hatte der holländische Segler „Batavia“, Kapitän Pelsert, den Hafen von Texel mit Kurs auf den Golf von Carpentaria verlassen. Am 4. Juni 1629 lief das Schiff, vielleicht infolge falscher Navigierung, an der Abrolhos-Gruppe auf eine Sandbank auf. Da die Versuche, es wieder flott zu bekommen, scheiterten, wurden alle Reisenden nach einer kleinen Insel gebracht, wohin sich auch die Besatzung begab, als ein aufkommender Sturm die „Batavia“ vollends zum Wrack gemacht hatte.

Wasser war auf der Insel nicht zu finden; die von Bord zeretteten Vorräte drohten auf die Neige zu gehen, so daß der Kapitän beschloß, in einem Boot nach dem australischen Festland zu fahren, um von dort Wasser zu holen. Nach zehntägigem vergeblichen Suchen sah Pelsert keinen anderen Ausweg, als in der kleinen offenen Schaluppe nach Batavia zu segeln, um von dort Hilfe zu holen. Nach gefahrvoller, beschwerlicher Fahrt kam er am 7. Juli dort an; schon acht Tage später ging er mit einem ihm zur Verfügung gestellten Segler, der „Sardam“, wieder in See, um seine Leidensgefährten zu erlösen.

In seiner Abwesenheit trugen sich auf „Batavias Kirchhof“ — so taufte man die Insel — furchtbare Dinge zu. An Bord hatte sich als Superkargo ein gewisser Cornelius Jerome befunden, ein Erzschurke, der schon während der Reise die Mannschaft zur Meuterei verleiten wollte, um nach Beseitigung der Schiffsoffiziere und der Passagiere ein lustiges Piratenleben zu führen. Der Schiffbruch vereitelte diese Absicht zunächst. Da man nun annehmen konnte, daß Kapitän Pelsert mit einem anderen Schiffe bald zu Hilfe kommen würde, griff Jerome seinen ursprünglichen Gedanken wieder auf und beschloß, dies Hilfsschiff seinen finsteren Plänen dienstbar zu machen. Dabei störten ihn jedoch die mehr als 150 Passagiere beiderlei Geschlechts, die sich auf der Insel befanden. Jerome faßte daher mit einigen Gleichgesinnten den teuflischen Entschluß, alle bis auf etwa 30 Mann, die ungefährlich schienen und vielleicht gewonnen werden konnten, kurzerhand abzuschlachten. Die Schurken gingen zu diesem Zwecke einen regelrechten Vertrag ein, indem sie unter Anrufung des Höchsten und bei ihrer ewigen Seligkeit einander Beistand und Hilfe gelobten!

Unter Führung eines gewissen Hayes hatten sich 45 Schiffbrüchige inzwischen nach einer anderen Insel begeben, um dort Wasser zu suchen. In der Tat war ihnen das Glück hold, und sie gaben den Zurückgebliebenen durch Feuerzeichen davon Kunde. Zu ihrem Erstaunen blieben sie ohne Antwort. Es war gerade die Nacht, die Jerome für das allgemeine Morden bestimmt hatte. Auf „Batavias Kirchhof“ — der Name war wirklich treffend gewählt — spielten sich entsetzliche Szenen ab. Die Meuterer fielen plötzlich mit Messern und Beilen über die nichts ahnenden Reisenden her und metzelten die Wehrlosen ohne Erbarmen nieder. Mehr als hundert Männer, Frauen und Kinder fielen der Mordlust zum Opfer. Nur wenige gute Schwimmer vermochten sich nach der anderen Insel zu retten, wo sie Hayes und den Seinen die Schreckenskunde überbrachten. Obgleich man über keine anderen Waffen als Knüttel und die Riemen aus den Booten verfügte, wurde beschlossen, dem in kurzem zu erwartenden Angriff der Meuterer hartnäckigsten Widerstand entgegen zu setzen.

Jerome ließ sich indessen Zeit. Auf einer dritten Insel befand sich noch eine kleine Gruppe, die zunächst kaltblütig „erledigt“ wurde. Dann — es war inzwischen August geworden — erfolgte der Angriff auf die Hayes'sche Abteilung. Etwa zwanzig der Verbrecher fuhren in einem Boote hinüber, wurden aber von den sich verzweifelt Wehrenden zurück geschlagen. Jetzt nahm Jerome selbst die Sache in die Hand, aber mit keinem besseren Erfolge. Da mit Gewalt offenbar nichts auszurichten war, versuchte er es mit List, indem er einige französische Söldner, die sich bei Hayes befanden, zu kaufen suchte. In einem Briefe versprach er, sie zu schonen und in seine Horde aufzunehmen, wenn sie ihre Kameraden verrieten. Die Franzosen gingen scheinbar darauf ein, zeigten den Brief aber Hayes, und als eine Abteilung der Mörder am nächsten Tage auf der Insel landete, wurde sie aus dem Hinterhalt überfallen und bis auf einen niedergemacht. Jerome selbst geriet in Gefangenschaft.

Inzwischen war die „Sardam“ auf dem Wege nach den Abrolhos. Widrige Winde und Strömungen hemmten die Fahrt, so daß man erst am 19. September beim Wrack der Batavia ankam. Durch Hayes mit den entsetzlichen Vorgängen bekannt gemacht, ging Kapitän Pelsert zunächst daran, sich des Restes der Meuterer zu bemächtigen, die sich der Übermacht ohne weiteres ergaben. Dann folgte das Gericht. Jerome suchte alle Schuld von sich abzuwälzen, gab aber nach vierzehntägiger „peinlicher Befragung“ auf der Folterbank seine Verbrechen zu. Das Urteil lautete für ihn und seine Spießgesellen auf Tod durch den Strang. Auf einer kleinen Insel wurden Galgen errichtet und die Schuldigen gehenkt, nachdem jedem zuvor die rechte Hand, Jerome beide Hände, abgeschlagen worden waren.

Das Drama von „Batavias Kirchhof“ hatte seinen Abschluß gefunden.

---

# Die Kette.

### Skizze von **Frida Schanz**.

Sie war etwa drei Jahre alt, hellblond, überhaupt ganz hell, ganz zart, bis auf ein Paar große, dunkelschwarzblaue Gucken und ein Paar blitzblanke, kohlschwarze Lackschuhchen, die in zierlichster Bewegung sind. Denn sie tanzt. Mitten auf dem dichtbelebten Spazierweg, an dessen Rande die mit Kindern und Kinderhüterinnen besetzten Bänke ein buntes Spalier bilden, tanzt sie, selig, selbstvergessen mit ihrem schlenkernden Kavalier, der niemals müde wird. Sie wird auch nicht müde. Sie tanzt. Sie tanzt mit ihrem Teddy, ohne die leiseste Ahnung, daß freundliche, lachende Blicke sie streifen, daß ein feiner Alter sich sogar von weitem noch ein halbes Momentlein flüchtig nach ihr umdreht, ein Blinzeln in den schnell losgelösten Blicken.

Halt! Einer steht. Der kann die Blicke nicht loslösen und nicht weiter gehen. Der hakt fest. Ein Bub, dickbäckig, fest, stramm, kernig, bis auf den seltsamen Blick der blauen Träumeraugen, die auf dem tanzenden Kinde haften. Der Bub ist stehen geblieben, während seine junge Mutter weiter schritt. Eine sehr schöne Mutti. Zart herausleuchtend aus knappem, feinschwarzem Gewand. Sie hat sich zweimal etwas unwirsch nach dem Buben umgedreht und ihn gerufen: „Arnim!“ Dann ist sie weiter geschritten. Aber nun steht sie zurückgewandt, und ihre Augen haften traumhaft festgebannt, halb voll Strenge und halb voll leiser, unhemmbarer Heiterkeit auf dem Herrn Sohn und dem tanzenden Magneten, der ihn hält. Auch sie ist jetzt völlig im Bann, ein neues Glied in der kleinen Kette, nicht ahnend, daß ein kurzes Wegstücklein weiter, zehn, zwanzig Schritte vor ihr, ein vorher sehr eiliger, sehr langer, sehr netter, junggesellig humorvoll dreinschauender Herr mit großer Aktenmappe, den der Weg durch den Park führt, auch schon eine ganze Weile wie festgenagelt weilt, nach ihr und dem, woran ihre Blicke haken, zurückgewandt.

Ich selbst ging schlendernd vorüber und habe die ganze Kette mit innerem Lachen wahrgenommen. Ob die Kette weitergeht? habe ich mich gefragt. Ist irgendwo im Weltall noch ein Auge, das im raschen Laufe der Geschehnisse nach allen diesen Zurückschauenden zurückschaut? Vielleicht die Kette irgendwie, irgendwann unlösbar mit zarten, goldfesten Werkzeugen zusammengeschmiedet?




* **Erklärt.** „Nun, Emil, du hast ja eine geschwollene Nase?“ — „Ja, so etwas muß schon mal ein Liebender mit in den Kauf nehmen.“ — „Was, deine Braut hat dich geschlagen?“ — „Die nicht, aber ihr anderer Verehrer!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg